

Christian Reiser

Über Mottenkugeln, das Predigen auf Socken und das Glück, berührt zu werden

Im August 2015 trat ich meine Stelle als Direktor der Gossner-Mission an. Ein Pflichttermin war gesetzt: der Missionstag der Gossner Evangelical Lutheran Church in Chotanagpur and Assam (GELC) am 2. November. Die Adivasi-Kirche wurde 1919 als erste Kirche in den Ländern des Südens unabhängig. Viele Male war ich zuvor in Indien gewesen. Doch der erste Besuch in Jharkhand war auch für mich voller Überraschungen.

Endlich berührt

„Das Händeschütteln ist bei uns sehr wichtig.“ In der Tat. Gemeindeglieder – seien sie alt oder jung – wollen uns immerfort die Hand geben. Während des Missionstags fällt der auch bedrückende Satz „Ihr, die Gossner-Missionare, habt uns zu Menschen gemacht“. Wie muss es gewesen sein, in einem Land zu leben, in dem einen keiner berühren wollte, wo man weniger galt als eine heilige Kuh oder ein Affe? Unberührbar – unberührt. Und dann kamen die weißen Missionare nach Ranchi und sahen Menschen in den Ureinwohnern, den Adivasis. „Ihr habt uns berührt“. Es kann nicht alle Fehler der Missionsgeschichte ausradieren. Doch es ist auch ein ganz schönes Pfund zugunsten der Mission.

Hebe nicht ab

Wie viele deutsche Gäste vor mir werde ich gefeiert wie ein König. Am Eingang zu Kirchen und Institutionen warten Frauenchöre in Tracht, zum ersten Lied sprengt die Ausersehene Wasser über die Ehrengäste, gefolgt von der rituellen Handwaschung und dem Händeschütteln. Dann geht es mit Gesang, Trommelschlag und Tanzschritt zum Ehrentisch, wo die besseren Stühle stehen. Dort bekränzen mich die Gastgeberinnen mit Blumenkränzen und einem wollenen Schal. All dies und alles Weitere findet im Foto-, Handy- und Blitzlichtgewitter statt.

Nicht immer ist mir im Vorhinein klar, zu welchem Anlass wir vor welcher Gruppe stehen. So sind manche meiner Begrüßungsreden sehr spontan und nicht wirklich tiefsinnig. Doch beklatscht und gefeiert werden sie alle.

Ich erinnere mich daran, dass in Rom den Triumphatoren, die aufgrund einer Großtat durch die Stadt einziehen durften, ein Mann auf den Streitwagen mitgegeben wurde. Seine Aufgabe war lediglich die Wiederholung eines Satzes: „Du wirst sterben“. Diese Aufgabe erledigt in Ranchi und Umgebung der durchdringende Geruch von Mottenkugeln meist aus Talaren, aber auch aus Jacketts oder den überreichten Schals. Lange bevor mir die Einbildung zu Kopf steigen und ich die Bindung an den Erdboden verlieren kann, erinnert mich dieser Geruch an Jesaja 51,8: „Denn die Motten werden (uns) fressen wie ein Kleid, und Würmer werden (uns) fressen wie ein wollenes Tuch.“

Heiliger Boden

In der GELC predige und segne ich das erst Mal in Socken. Die Schuhe werden vor dem Betreten des heiligen Bezirks ausgezogen. Slipper wären besser gewesen als meine schwarzen, umständlichen Schnürschuhe. In Deutschland wäre manches Gemeindeglied enttäuscht; könnten sie doch nicht prüfen, ob der Pfarrer seine Schuhe geputzt hat. Doch auch die Socken und ihre Farbe sind sicherlich interessant. Aber wo beginnt der heilige Be-



Christuskirche Ranchi: Mitten in Ranchi liegt das große Kirchen-Gelände der Gossner-Kirche; im Hintergrund die Christuskirche. Foto: Reiser

zirk? In der Sakristei, im Kirchraum oder erst bei Kanzel und Altar? Auch meine indischen Amtsbrüder sind sich da interessanterweise uneinig.

Woher kommt Veränderung?

Es ist Sonntag. Auf dem Weg nach Govindpur machen wir an einer kleinen Dorfkirche halt. Im Gottesdienst verteilt der Pfarrer gerade das Abendmahl. Geduldig warten die Gläubigen, bis sie an der

Reihe sind. In einer Reihe knien zwölf Frauen im Sari, den Kopf mit einem Tuch bedeckt. Der Pfarrer und die uns begleitenden Bischöfe stecken jeder eine Oblate in den Mund; danach bekommen sie einen Schluck süßen Saft direkt in den Mund. Die Frauen erheben sich und machen den wartenden Männern Platz.

Ich erinnere mich daran, dass der immer schon rebellische Superintendent Ernst Voswinkel einmal davon erzählte, dass er beim Abendmahl dem Präses in den Finger gebissen habe. Mir hat nie ein Pfarrer das Brot in

den Mund gesteckt. Was ich hier in der Kirche sehe, kommt mir vor wie vor hundert Jahren.

„So haben es uns die Missionare beigebracht“, höre ich nachher oft. Und ich frage mich, wie es bei diesen hohen Autoritäten zu einem Wandel kommen kann. Die Zeit der lutherischen Orthodoxie ist vielleicht vergleichbar. Nichts bewegte sich, denn Luther hatte es ja so vorgegeben. Woher kommt Veränderung? Bischof Lakra aus Ranchi meint im Gespräch: „Die Adivasi-Christen waren gläubig und hörig. Doch nun kommen Christen aus anderen Gebieten zu uns. Sie erwarten von uns mehr Zeitgemäßes, Gegenwartsbezogenes.“ Vielleicht so?

Gott will es so

Es gab einen historischen Moment auf unserer Fahrt. Wer in Berlin war, am Tag als die Mauer fiel, der kennt das. Obwohl noch von Nachtflug und Jetlag gezeichnet, bin ich mal nicht müde. Und völlig überraschend hat uns die vor 38 Jahren abgespaltene und seitdem unter dem Namen North-West Gossner Evangelical Lutheran Church selbstständige Kirche eingeladen. Nach fürstlicher Begrüßung sollen wir, die Vertreter von der Gossner-Mission und der GELC sagen, was wir von den augenscheinlich weit vorangeschrittenen Versöhnungsgesprächen der beiden Kirchen halten. Die Versöhnung, ja Vereinigung entspreche „dem Willen Gottes“, wird von vielen in ihren Reden gesagt. Die Wiederannäherung, Versöhnung, vielleicht sogar die Vereinigung getrennter Kirchen mag sehr wohl Gottes Wille entsprechen. Doch wie erkennen wir ihn? Wie mag er sich von unserem eigenen Willen unterscheiden? Und ob der „Wille Gottes“ nicht auch vor 38 Jahren herhielt, die Trennung zu besiegeln?

Paternalismus zwischen Schraubstöcken

Älter als die Kirchenspaltung ist die nach deutschem Modell und mit deutschem Geld errichtete Berufsschule FUDI: 54 Jahre. Es ist nicht wirklich mein Tag. Manches hat mich geärgert, und ich bin immer noch müde – Jetlag und zu wenig Schlaf. Es ist der dritte Programmpunkt nach einem Festgottesdienst – 104 Jahre Mundari-Bibelübersetzung – und der Einweihung eines Bischofhauses. Nun also FUDI. Der Leiter führt uns durch leere Hallen. In der ersten – für das erste Ausbildungsjahr der Schlosser – an jedem Platz ein Schraubstock, in der zweiten – für das zweite Ausbildungsjahr – Schraubstöcke. Und bei den Schweißern? Schraubstöcke. Gerahmt wurden diese von ältlich wirkenden Maschinen – wohl samt und sonders auch aus dem Jahr 1961.

Ein Flyer verheißt die finanzielle Unabhängigkeit in fünf Jahren. DIN-A4-Blätter geben den gleichen Text wider. Mir reißt die Geduld und ich frage nach dem Alter des Flyers. „Drei Jahre.“ Wie wollt ihr dann in zwei Jahren unabhängig sein? Ach, die Regierung mache es ihnen so schwer mit neuen Auflagen. Die Energielosigkeit raubt mir auch meine Energie. Wie soll denn so ein bisher treuer Geldgeber überzeugt werden, weiter ein Projekt zu unter-



Abendmahl: Aus der Hand des Pfarrers in den Mund der Gläubigen – Abendmahl in der Gossner-Kirche – wie bei uns vor fünfzig Jahren. Foto: Reiser



Die Trommeln voran, dann die Tanzgruppe – so werden die Gäste begrüßt.
Foto: Tobias Eggers

stützen? Hätte es nicht eines aktuellen Textes, ein paar sprühender Ideen, fröhlicher Schüler bedurft?

„Es sind halt Adivasis“, sagt jemand später. Meine Alarmlampe springt geht an. Soll das heißen: Sie können es nicht besser, nicht anders, nicht ohne uns? Sie brauchen Mitleid, Barmherzigkeit? Das ist doch Paternalismus. Das erinnert an die Jahrzehnte nach der kirchlichen Unabhängigkeit, in denen die Gossner-Mission sich weiter als „Mutter“ der „Tochter“ GELC fühlte und sich auch so benahm. Andererseits: Was heißt Partnerschaft? Dass sie einen Besuch so vorbereiten, wie ich es erwarte? Dass die Sponsoren zufriedengestellt werden?

Teures Christsein

Workshop zur Missionsarbeit. „Fieldworker“ aus verschiedenen Teilen der Kirche berichten von ihren Erfahrungen. Mühsam sei es, Menschen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Und wenn es gelungen ist, sind diese dann Repressalien aus-

gesetzt. Nach dem Tod werde ihnen ein Platz auf dem Friedhof verwehrt. In einem Fall habe der ganze Trauerzug vergeblich vor mehreren ausgehobenen Gruben gestanden. Immer wieder seien sie weitergeschickt worden. „Hier nicht!“

Vielleicht mag ich einfach das Klagen nicht. Wer hat denn behauptet, dass es einfach sei, Christ zu werden? Paulus im Gefängnis, Stephanus gesteinigt. Jesus selbst wusste: „Geht hin; siehe, ich sende euch wie Lämmer mitten unter die Wölfe“ (Lukas 10,3). Aber habe ich ein Recht auf diese Gedanken? Mein Christsein hat mein Leben doch nie wirklich erschwert. Es wird im Allgemeinen begrüßt. Mal trifft es auf Verwunderung, wie bei einem Vorstellungsgespräch in einer Wohngemeinschaft. „Du studierst Theologie? Warum denn das?“ Einziehen konnte ich dann aber trotzdem.

Christian Reiser

ist Direktor der Gossner-Mission.

(Teile des Textes wurden bereits im Gossner-Info 1/2016 abgedruckt)



Der Händedruck macht es deutlich – wir sind alle gleich viel wert, ob Adivasi oder Europäer. (2. von rechts: Christian Reiser)
Foto: Tobias Eggers